

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 37 (1947)

Heft: 22

Artikel: Joseph Anton Koch

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644958>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Josefine gereizt. «Ich verstehe nicht, wie man so stundenlang lachen kann ohne jeden Grund.»

Paulette gibt keine Antwort. Sie ist gekränkt. Sie ist schnell gekränkt. Nur dauert es bei ihr nicht lange. «Bald werdet Ihr mich nicht mehr so behandeln...»

«Was heißt das...?»

«Das heisst», seufzt Paulette, «dass ich vielleicht noch heute aus dem Hotel „Alpenblick“ hinausfliegen werde. Fristlos entlassen.»

Sie spricht nicht weiter, denn die Tür wird aufgerissen. — Ria, das Zimmermädchen der ersten Etage, tritt ein. Zornig stemmt sie beide Hände in die Hüfte und schreit Paulette an: «Das ist die Höh! Jetzt habe ich nicht fünfzehn, sondern dreissig Zimmer aufzuräumen! Sag' einmal, wie denkst du dir das eigentlich?! Die Aschenschalen sind nicht sauber gemacht. Die Leintücher in den Betten sind die reinsten Gebirgspanoramen! Die Badewannen sind nur gewischt, nicht gescheuert, Staub wischest du wohl nur ratenweise!»

Müde lässt sie sich auf einen Stuhl sinken.

«Das geht nicht mehr so weiter, Paulette! Ich mache dich aufmerksam, das halte ich nicht mehr aus! Ich kann nicht auch noch deine Arbeit machen.»

«Ich weiss nicht, was du willst!» begeht Paulette auf. «Gerade heute habe ich mir besondere Mühe mit den Zimmern gegeben! Aber du hast eben immer etwas auszusetzen...»

«Immer etwas auszusetzen...», wiederholte Ria zornig. «Als wenn dir für mich ein Spass wäre, dich zu kontrollieren! Als wenn ich nicht selbst genug Arbeit hätte! Den ganzen Tag muss man sich mit dir herumärgern, da naseweise Ding, du!»

Und im Nu ist wieder eine jener Streitigkeiten im Gange, die zwischen den beiden an der Tagesordnung sind. Ria hat es sich in den Kopf gesetzt, aus Paulette ein tüchtiges Stubenmädchen zu machen. Aber sie hatte keine Geduld. Das südfranzösische Temperament Rias neigt leicht zu Zornausbrüchen. Man möchte es gar nicht glauben, dass die ein wenig füllige Ria so leicht aus dem Häuschen geraten kann. Sie macht solch einen besonnenen, gesetzten Eindruck. Ist sie doch schon über 35 Jahre alt. Ihr genaues Alter verschweigt sie beharrlich. Vielleicht würde ihr ursprünglich schwarzes Haar durch die Indiskussion weißer Strähnen verraten, wenn Ria ihrem Haar nicht vorsorglich durch Henna eine fuchsrote Färbung verleihen würde. Ria kennt alle Geheimnisse eines geschickten Make up. Nur wer sehr scharf hinsieht, kann auf ihrem scheinbar so glatten Gesicht verräterische Fältchen und Runzeln erkennen. Würde Ria ein elegantes Abendkleid tragen, würde man sie für eine sehr gut situierte Dame der besten Gesellschaft halten.

In kürzester Zeit hat Ria wieder einmal der verärgerten Paulette die Meinung gesagt, hat ihr die Servietten aus der Hand genommen, weil Paulette das Zusammensetzen nach Rias Ansicht nicht ordentlich ausgeführt hat, arbeitet mit der zauberhaften Geschwindigkeit einer versierten Arbeiterin drauf los und will jetzt wissen, warum Paulette nicht die bequeme Schuhe trägt, die sie von Ria geschenkt bekommen.

«Wie oft soll ich dir noch erklären, dass das nicht gesund ist, den ganzen Tag auf solchen Stöckelschuhen herumzugehen!»

«In den bequemen Schuhen habe ich einen Fuss wie ein Elefant», murrt Paulette, «ich mag sie nicht!»

«Rede dir nichts ein! Ziehe dir die bequemen Schuhe an!»

«Ich laufe in meinen Schuhen besser!»
«Meinetwegen! Ich sage kein Wort mehr! Aber wenn du einmal älter sein wirst, dann brauchst du dich gar nicht zu wundern, wenn du ewig Kreuzschmerzen haben wirst!»

«Ach, wenn ich älter sein werde», lacht Paulette, «dann bin ich ja nicht mehr Zimmermädchen — dann liege ich den ganzen Tag auf der Couch, fahre nur im Auto. Zu Fuß geh ich überhaupt nicht mehr.»

«Rede nicht so blödes Zeug! A canto der grossen Dame, die du einmal spielen wirst, stopfst du dir schon jetzt nicht mehr die Strümpfe, wie?» Zornig legt sie die fertigen Servietten in den Wäscheschrank. «Über deinem rechten Absatz blitzt es...»

Paulette blickt verstohlen an sich herunter zu dem verräterischen Strumpf.

«Was du schon wieder hast? Man sieht gar nichts!»

«Natürlich nichts!» höhnt Ria. «Ich weiss das von einer Wahrsagerin, dass du ein Loch im Strumpf hast. Ich habe dir als erste Regel für ein Hotelzimmermädchen gesagt: Das Wichtigste sind adrette Schuhe und Strümpfe! Sofort ziehst du dir ein Paar andere Strümpfe an!»

«Ich habe keine andern Strümpfe!» trotzt Paulette. «Alle sind kaputt.»

«Dann geh hinauf in mein Zimmer und nimm dir aus meiner Kommode ein Paar Strümpfe! Aber bringe mir nichts in Unordnung! Da hast du den Schlüssel! Bringe ihn mir sofort wieder zurück! Und mache rasch!»

Dieses grosszügige Anerbieten begeisterte Paulette. Schon hat sie allen Streit vergessen. Uebermütig umholt sie Ria, gibt ihr einen Kuss. «Du bist ein goldiger Engel! Du bist meine Beste, auch wenn du mit mir schimpfst!» «Lasse mich in Ruh!» sagt Ria mürrisch und schiebt Paulette von sich. Obwohl sie sich bemüht, ein strenges Gesicht zu machen, huscht doch ein flüchtiges Lächeln über ihre Züge. Sie hat Paulette, obwohl sie mit ihr soviel herumzankt, von Herzen gern.

Paulette läuft davon. — Weder sie noch Ria ahnen, dass das Schicksal gewissermassen aus dem Loch im Strumpf von Paulette den Knoten zu schürzen beginnt, der sich im Laufe eines Tages so verwirren wird, dass die durch einen so winzigen Anlass hervorgerufenen Ereignisse die beiden in tiefste Verzweiflung und grenzenlose Hoffnungslosigkeit stürzen werden...

II. Albert

Monsieur Albert, gestern noch Oberkellner im Hotel «Alpenblick», sitzt reglos am Fenster seines Mansardensübhens, obwohl er sonst um diese Vormittagsstunde in der Küche zu sein pflegt, um am den Konzilium teilzunehmen, das aus fünf Köpfen besteht und nach langer Überlegung die Speisekarte für Diner und Souper festlegt.

Monsieur Albert ist erst um zehn Uhr vormittags aufgestanden. Er hat eine Zeitlang gegen den starken Kater angekämpft, der die Folgeerscheinung einer merkwürdigen Nacht gewesen ist. Albert hat dann einige Minuten lang über verschiedene Dinge von schwerwiegender Bedeutung nachgegrübelt, hat dann sehr sorgfältig Toilette gemacht, nur dass er dann seinen eleganten Kellnerfrack nach kurzer Entschluss in seinen Koffer verstaute. Um 11 Uhr trägt er bereits einen Sportanzug, der aus ihm einen eleganten Herrn macht, dessen grauemeliertes Haar respektierend wirkt.

(Fortsetzung folgt)

Venner des alten Bern

Gerade vor 500 Jahren (1446) wurde von Schultheiss und Rat der Zweiundhundert (CC) der Stadt und Republik Bern das Gesetz erlassen, dass nur Mitglieder der vier grossen Handwerksgesellschaften (Zünfte) der Pfister, der Schmiede, der Metzger und der Gerber zu der Stelle eines Venner gelangen können (Vennermanual von 1687). Dieses Gesetz wurde bis 1798 beobachtet. Daher kam diesen burgherlichen Gesellschaften ein gesetzliches Vorrecht zu, indem nur aus ihnen die Venner erwählt werden konnten, und man bezeichnete sie fortan als die vier Vennergesellschaften.

Anfänglich gab es in Bern nur einen Venner, der trug das Stadtbanner. Als sich die Zahl der Einwohner vermehrte, gab es deren vier, für jedes Stadtviertel einen eigenen. Die Kreuzgasse und die Hauptgasse (Kramgasse und Gerechtigkeitsgasse) schieden die vier Vieler auseinander. Diese Stadtviertel erhielten ihre Benennung von den vier ansehnlichsten Gewerben, den Pfistern (Bäcker), Schmieden, Metzgern und Gerbern.

Die Venner befehligen und verwalteten ihre Quartiere gesondert. Sie hatten als Quartieraufseher für Ruhe, Ordnung und Sicherheit zu sorgen,

bezogen die öffentlichen Einkünfte, verfügten über die notwendigen Ausgaben und standen den Landgerichten vor, von Seftigen (Pfistern), Sternenberg (Schmieden), Konolfingen (Metzgern) und Zolliken (Gerbern). Ihnen war die sogenannte Harischschau, die jährliche Musterung der Waffen und Rüstungen der bernischen Krieger, übertragen. Die Venner hatten den Sitzungen des Rates beizuwohnen und gehörten dem Kriegsrat an. Ihre Machtfülle war so gross und die Anwartschaft ihrer Amtställe so begehrte, dass man mit einer Verordnung von 1437 ihre Amtsdauer auf zwei Jahre begrenzte.

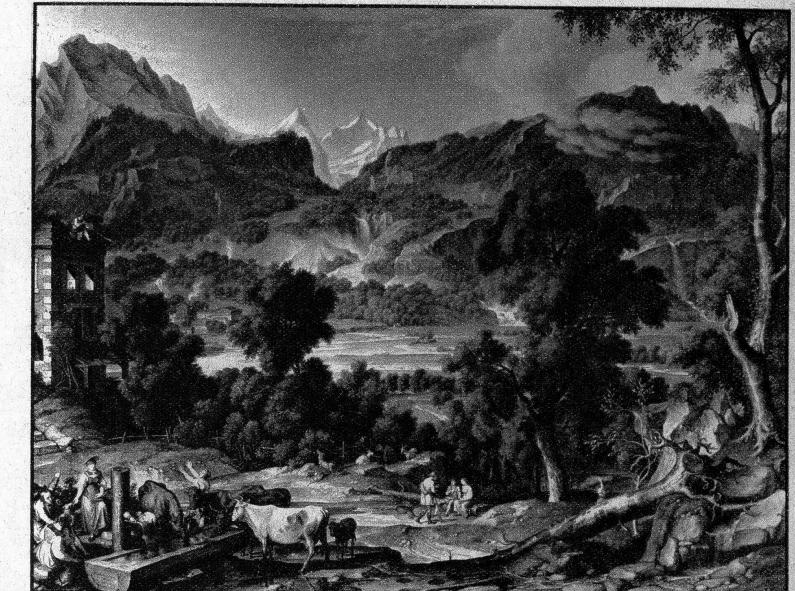
Das Kriegshandwerk dünkte die Berner vor allen Handwerkern damals weitause das schönste. Mit der Halbarte und dem Langspiss, den kekken Schweizerdegen an der Hüfte, unter dem Bärenbanner zum immer sicherem Siege auszuzeichnen, war der Traum des jungen Burgers. Wenn die Sturmklöppel erklang, so sammelte sich die ganze wehrhafte Bürgerschaft an der damals weit geräumigeren Kreuzgasse um das Stadtbanner.

Im Jahre 1289 erschien Rudolf von Habsburg auf der Schlosshalde zum Angriff auf die Stadt. Die ganze Bernermacht, von ihrem Venner geführt, zog ihm am 28. April entgegen, geriet aber vor den offenen Toren in einen Hinterhalt und wurde blutig aufs Haupt geschlagen, so dass Bern zur Unterwerfung gezwungen wurde. Selbstverständlich schildern unsere Geschichtsschreiber diese Niederlage möglichst beschönigend, was wir ja auch tun möchten, indem wir verschweigen, was die Strassburger Chronik darüber zu berichten weiß.

Vor diesem Treffen war auf dem Stadtbanner der schwarze Bär auf welschem Grund gewesen, und dieser überaus blutige Kampf gab dann die Veranlassung zum Anbringen des roten Wappengrundes. Seit der Einsetzung eines Feldobersten im savoyischen Feldzug von 1589 verlor die Stelle des Venners bei den Banner-auszügen ihren vormaligen Rang und ihre Bedeutung und fiel noch ganz weg.

Der schönste Brunnen der Stadt, der Venner- oder Schützenbrunnen, steht seit vierhundert Jahren (1545) an der unteren Marktstraße. Eine prächtige Vennerfigur mit Schwert und Schweißdolch, das Fahllein der Büchsenschützen in der Hand. So sehen wir ihn in martialisch schreitender Stellung, als Repräsentanten seiner Gilde.

Eine andere Vennererinnerung ist der hübsche Brügglerbrunnen vor dem Rathaus. Diese Brunnenfigur (1542) stellt, wie man von jener Annahme (urkundlich nachgewiesen ist) das nicht, den Venner Brüggler dar, der im Gefecht an der Schlosshalde (1289) gegen die Scharren Rudolfs von Habsburg das Stadtbanner trug und auf den Wahlstall blickte. Die Namen Brüggler und Venner wurden mit gleichnamigen Strassen im Obstberg (Schlosshalde) geehrt und verehrt. Fritz Maurer.



Zur Ausstellung J. A. Koch im Berner Kunstmuseum: «Berner Oberland» (wahrscheinlich Meiringen)
Leihgabe der Staatsgalerie Wien

JOSEPH ANTON KOCH

Im Kunstmuseum in Bern hat gegenwärtig ein Künstler mit seinen Werken Aufnahme gefunden, dessen Name und Arbeiten nur wenigen bekannt waren und den doch manngfaltige und enge Beziehungen mit unserem Lande verbanden. Es ist der Österreicher Joseph Anton Koch, der in den Jahren 1768 bis 1839 lebte und längere Zeit auch in der Schweiz verbrachte. Die Ausstellung steht unter dem Patronat von Bundespräsident Dr. Ph. Etter und S. E. Minister Seemann, österreichischer Gesandter in Bern, und wurde vom Berner Kunstmuseum gemeinsam mit der Gesellschaft zur Förderung der kulturellen Beziehungen zwischen Österreich und der Schweiz veranstaltet, wobei die einzelnen Werke aus verschiedenen Museen Österreichs, Süddeutschlands, der Schweiz und aus Privatsammlungen zusammengetragen werden mussten.

Joseph Anton Koch verbrachte seine ersten Jugendjahre im Lechtal im Tirol, wo er als Knabe längere Zeit als Hirte sein Geige verdiente. Dort entwickelte sich seine Liebe zur Natur und zur Freiheit und seine Beobachtungsgabe. Durch die Hilfe eines Geistlichen, den man auf den talentierten Knaben aufmerksam gemacht hatte, kam er zuerst auf das Seminar in Dillingen und in eine Bildhauerlehre nach Augsburg. Dann aber konnte er in Stuttgart die Karlschule besuchen und sich zum Maler ausbilden. Eine Ferienreise brachte ihn erstmals in die Schweiz, und die reichhaltigen Eindrücke, die er dabei erhielt, legte er in einem Tagebuch nied. Seine zweite Reise in die Schweiz erfolgte unter ganz andern Umständen. Der junge, temperamentvolle Künstler hatte sich 1791 in Straßburg mit revolutionären Ideen befasst und diese auch

verbreitet und musste nun aus Süddeutschland fliehen, wobei er sich in die Schweiz wandte. Zu erst hielt er sich in Basel, dann in Biel, Neuenburg und den Berner Alpen auf. Vorübergehend fand er auch Aufnahme bei dem bekannten Berner Maler Lory, mit dem er sich sehr gut verstand. Diese Freundschaft wirkte befriedigend auf beider Schaffenskraft, wobei es allerdings vor allem Lory gewesen sein dürfte, der von dem ihm überlegenen Österreicher Künstler allerlei lernte. Während seines Schweizer Aufenthalts entstanden unzählige Zeichnungen von unseren Landschaften und Sitten, deren weitere Ausarbeitung aber erst in späteren Jahren in Rom erfolgte. Von der Schweiz aus zog Koch nach Italien, wo er dann seine Zeite endgültig aufsuchte. In Rom holte er seine Zeichnungen aus der Schweiz wieder hervor und führte nach deren Vorlage äusserst fein ausgeführte Aquarelle und Ölgemälde aus, die noch heute von dem grossen künstlerischen Können Kochs beredtes Zeugnis ablegen.

Koch ist der eigentliche Gestalter der heroischen Landschaft, deren erhabene Grösse er sowohl in seinen Heimatbergen als auch in der Schweiz zu lieben und zu gestalten lernte. Bis auf Kleinsten hat er jede Fläche seiner Bilder mit der gleichen Genauigkeit gestaltet. Die grosse Anzahl von Zeichnungen, Aquarellen und Bildern, die wir bis Ende August im Kunstmuseum bewundern können, zeigen nur einen relativ kleinen Teil seines gewaltigen Schaffens. Doch ist es wert, diesen hier allzu wenig bekannten Künstler mit seinen grossen Fähigkeiten kennen und schätzen zu lernen.